

Helmut Walther (Nürnberg)
„Dem unbekanntem Gotte“
Das erste „vollgültige“ Gedicht Nietzsches*

Nietzsches Lehrer Steinhart schreibt im Empfehlungsschreiben an den Bonner Prof. Saarschmidt am 7. Sept. 1864: „... *Nietzsche*[,] ist eine tiefe, sinnige Natur, schwärmerisch der Philosophie, namentlich der platonischen, zugethan, in die er schon ziemlich eingeweiht ist. Er schwankt noch zwischen Theologie und Philologie, doch wird die letztere wol siegen, besonders aber wird er unter Ihrer Leitung sich freudig der Philosophie zuwenden, zu der ihn doch sein innerster Trieb hinführt.“¹ So beurteilt verabschiedete sich Nietzsche im September 1864 hochgemut von Pforta in die sogenannten „Mulus“-Ferien, bevor er sich, nach einer Ferienreise mit seinem Freund Deussen, nach Bonn zum Studium begab und zunächst im Fach Theologie einschrieb. Innerlich aber war er schon auf ganz anderen Wegen, die er auf Grund der familiären und wirtschaftlichen Verhältnisse nur noch nicht offen zeigen konnte und durfte. Daher hier das erste „wirkliche“ Gedicht Nietzsches aus dem August 1864, mit dem er sich auf seinen Weg machte, und das bis heute, teils bewusst, missverstanden und gar als christliche Erbauungsliteratur zitiert wurde.

Dieses Gedicht Nietzsches ohne Titel bringt Band 2 der BAW² als Abschluss der Jugendschriften bis 1864 quasi als Übergang zum Studium in Bonn; angesichts des formal offenen Endes ohne Satzzeichen ist es allerdings schwierig zu beurteilen, ob es nach Ansicht des Verfassers als vollendet gelten sollte.³

Noch einmal eh ich weiter ziehe
Und mein<e> Blicke vorwärts sende
Heb ich vereinsamt mein<e> Hände
Zu dir empor, zu dem ich fliehe,
Dem ich in tiefster Herzenstiefe
Altäre feierlich geweiht
Daß allezeit
Mich seine Stimme wieder riefte.

Darauf erglühete tiefeingeschriebene
Das Wort: Dem unbekanntem Gotte:
Sein bin ich, ob ich in der Frevler Rotte
Auch bis zur Stunde bin gebliebene
Sein bin ich – und ich fühl’ die Schlinge
Die mich im Kampf darniederziehn
Und, mag ich fliehn,
Mich doch zu seinem Dienste zwingene.
Ich will dich kenne Unbekannter,
Du tief in mein<e> Seele Greifender,
Mein Leben wie ein Sturm durchschweifender
Du Unfaßbarer, mir Verwandter!
Ich will dich kennen, selbst dir diene

Soweit das Gedicht aus dem Jahr 1864, das der Herausgeber dankenswerter Weise auch faksimiliert wiedergibt⁴ – gilt es doch sowohl formal wie inhaltlich einiges anzumerken. Unklar bleibt die genaue Datierung wie auch der Adressat, der Nachbarbericht⁵ bemerkt lapidar: „428: HS. 1 Quartblatt (16 X 20,5).“ [Hs. = Handschrift]

Ob das Gedicht wirklich als Rückblick und Abschluss der Pfortner Zeit angefertigt wurde, muss mithin fraglich bleiben; zwar verführt die erste Gedichtzeile („eh ich weiter ziehe“) zu einer solchen Annahme, beweist aber nichts, da mit diesem „Weiterziehen“ auch allein der innerlichpersönliche Erkenntnisweg Nietzsches gemeint sein kann – der gesamte Gehalt des

Mich nimmst du dich nicht an,
Und mein Blut ruhmlos sind.
Gut ist mein Blut mein Leid
Zu dir nun, zu dem ich flieh,
Denn ich in tiefen Gedanken
Alles was ich empfind
Dass alles ist
Mich sein Wissen nicht mehr.

Was ist wohl das tiefste Gefühl
Ob das: Das unbekannte (denn) (Gott):
Denn bei dir, ob ich die Frauen nicht
Auch bei dir, die ich geliebt habe:
Denn bei dir - und ich fühl' die Distanz.
Die mich in dem das und was
Und, was ich flieh.
Nur das zu wissen, das und was.

Ich will dich wissen, unbekannt,
Du bist in mein Dunkel, Gott,
Mein Leben mit mir, das und was,
Du bist das, was, wie das und was?
Ich will dich wissen, sollst du wissen

Gesamtfaksimile des Gedichts BAW 2, 320/321

Gedichts spricht eigentlich für letzteres. Weitere, unten genannte Ungenauigkeiten sprechen insoweit für einen eher unbekümmerten und von subjektivem Urteil geformten Umgang des Herausgebers auch im Hinblick auf die Datierung und die daraus folgende „prominente“ Stellung

des Gedichts als Ende des 2. Bandes der BAW wie der Pfortner Zeit.

H.J. Schmidt widmet diesen Versen als „dem wohl meistzitierten Text des Schülers Nietzsche“, der sogar „in christliche Gebetbücher ... Eingang gefunden“ habe,

eine umfangreiche Besprechung.⁶ „Das ‚erste vollkommene Gedicht Nietzsches‘, das heute in die Weltliteratur eingegangen ist“, lese sich „nicht nur auf den ersten Blick so unkonventionell fromm“ und stelle damit „eine Nagelprobe auf jedes Nietzschespurenlesen dar“.

So bringt schon der Theologe Friedrich Köhler⁷ 1902 dieses Gedicht, um Nietzsches „Hang zur religiösen Spekulation“ aufzuweisen, der „nicht ohne Schuld, Gott preisgegeben“ (S. 31) habe – schon von Anfang an wird Nietzsche von der „Verteidigung des Christentums“ vereinnahmt, sein „Übermensch“ christlich gedeutet, ja, er selbst als ein „Erzieher zu Christus hin“ (S. 23) bezeichnet. Paradoxer geht’s wohl nimmer ... aber die Theologie setzt insofern doch nur ihre bewährte Praxis der Exegese aus dem Geist der ecclesia triumphans fort, die sich bei der Bibelauslegung gegen den Buchstaben des „heiligen Textes“ über Jahrhunderte bereits bewährt hatte.

Um es gleich vorweg zu sagen: Persönlich lese ich den Text, und zwar in allen drei Strophen, gänzlich anders – ich kann hier nichts von herkömmlicher Frömmigkeit entdecken; viel eher erinnert der Ton an Goethe zwischen Prometheus und Faust, weit jenseits christlicher Erbauungslyrik:

„Hast du nicht alles selbst vollendet, heilig glühend Herz“ – „Zu neuen Gefühlen / All meine Sinnen sich erwählen! / Ich fühle ganz mein Herz dir hingegen! / Du mußt! du mußt! und kostet‘ es mein Leben!“ Passt dazu nicht genau: „Du Unfaßbarer, mir Verwandter! / Ich will dich kennen, selbst dir dienen“?

Bezeichnend, wie Nietzsche selbst zu seinen sich christlich gebenden Jugendgedichten stand, ist ein Briefentwurf an seine Mutter aus dem Oktober 1886, den er – hierin „rücksichtsvoll“ wie immer – nur in abgeschwächter Form absandte. Offenbar hatte Franziska Nietzsche ihm brieflich eines seiner Schülergedichte gelobt; am 26. Oktober 1886 entwirft er dazu folgende Antwort:

„Dem religiösen Gedicht solltest Du keine solche Ehre anthun, meine liebe Mutter: dergleichen drehselt man als Gymnasiast auf Bestellung. Genau gesprochen, mit einem thüringischen Charakter im Leibe kommt es Unser Einem auf eine Handvoll Lügen nicht an, sofern es sich nämlich um eine Gefälligkeit handelt; und eine Gefälligkeit gegen den alten Niese war es, daß ich damals dies offizielle Gedicht machte, während alle meine Kameraden Nein sagten.“⁸

Werfen wir zunächst den Blick auf einige Formalien im Vergleich des vom Herausgeber abgedruckten Textes mit dem faksimilierten Original:

Als erstes fallen so die in Klammern gesetzten Ergänzungen des Herausgebers auf, die also behaupten, Nietzsche habe im Manuskript Auslassungen begangen. Diese Ergänzungen beziehen sich in allen Fällen auf angeblich ausgelassene „n“, „e“ und „en“. Bedenkt man jedoch, dass es sich um die deutsche Schrift handelt mit ihren spitz zulaufenden Auf- und Abstrichen, in der gerade bei den genannten Buchstaben viele gleichförmige Häkchen nebeneinander gesetzt werden müssen, so weiß jeder, dass man es beim einigermaßen geschwinden Schreiben mit der Zahl der eigentlich zu setzenden Häkchen nicht so genau nimmt, sondern diese Buchstaben am Wortende jeweils nur andeutet. Genau dies lässt sich bei Nietzsches Handschrift genau verfolgen:

und bei geblieben:
 und ist fast die Diefenige.
 Dampf das und wief
 flufe.
 in dem Dampfzungen.

Ausschnitt aus der zweiten Strophe („n“ „en“)

„geblieben“, „Schlingen“, „niederziehen“, „fliehen“, „zwingen“: in allen Fällen finden wir fast völlig identische Andeutungen des „en“. Damit will ich auf zweierlei hinweisen:

– Die Ergänzungsklammern, wie sie der Herausgeber in seinem Text S. 428 meint anbringen zu müssen, sind eigentlich völlig überflüssig – die Handschrift Nietzsches enthält keine Auslassungen, sondern Nietzsche schreibt „in Kurzform“.

– Bedeutsamer scheint es vielleicht, dass sich der Herausgeber in der zweiten Strophe zu Eingriffen in die Textgestaltung hinreißen lässt, die durch die Vorlage auf den ersten Blick nicht gedeckt sind: Bei den Endworten „geblieben“, „Schlingen“, „niederziehen“, „fliehen“, „zwingen“ verwendet Nietzsche in allen Fällen das identische Kürzel; der Herausgeber jedoch liest nicht „niederziehen“, „fliehen“ (wie in „geblieben“ und „Schlingen“), sondern meint in diesen Fällen das „e“ des abschließenden „en“ streichen zu sollen – ohne jedoch inkonsequenter Weise hier dann beim „n“ eckige Klammern anzubringen. Und: Liest man die Schlusskürzel in „niederzieh“ und „fliehn“ als „n“, so hätte in „geblieben“, „Schlingen“ und „zwingen“ nicht das „n“, sondern das „e“ in eckige Klammern gesetzt werden müssen.

Allerdings dürfte die Lesart des Herausgebers durch die erste Strophe gedeckt

sein: Nur bei Streichung des „e“ in „niederzieh“ und „fliehn“ laufen die entsprechenden Verse der beiden Strophen in ihrem Versmaß völlig parallel.

Weitaus wichtiger – insbesondere für die inhaltliche Interpretation – sind aber wohl drei vom Herausgeber in seinem Text auf S. 428 stillschweigend übergangene Auffälligkeiten im Original:

Mit sein Minus
 Minus an dem 2. (Dritte) (Gott):
 ob ich die Frauen Wort

Ausschnitt aus der ersten Strophe („d/sein“), letzter Vers u. der zweiten Strophe, 2. und 3. Vers („Wort“ „ihn“)

1. Hier hatte offenbar Nietzsche im letzten Vers der ersten Strophe zunächst „dein“ geschrieben, um sodann das „d“ durch ein „s“, also „sein“ zu ersetzen. Dieser Wechsel von der zweiten in die dritte Person, der im vierten Vers dieser Strophe (unabsichtlich?) nicht vollzogen wurde („zu dir empor“), ist für die Interpretation von Bedeutung. Dies umso mehr, als in der zweiten Strophe wiederum die Anrede in der dritten Person erfolgt, in der dritten Strophe jedoch wieder zum „du“ der zweiten Person gewechselt wird. Bedenkt man fernerhin, dass in der Anrede mittels „du“ eine wesentlich größere Nähe zum Angesprochenen als im „er“, „sein“ der dritten Person erzielt wird, ergibt sich hier offenbar im laufenden Gedicht ein doppelter Perspektivwechsel.

2. Im dritten Vers nach „ob ich“ findet sich eine Ausstreichung bei „ihn“, an deren Stelle der Herausgeber kommentarlos „in“ setzt. Dabei scheint die schräg durchgezogene Streichung nicht nur dem „h“

in „ihn“ zu gelten, sondern dem gesamten Wort. Diese völlige Streichung des „ihn“/“in“ lässt sich auch dadurch belegen, dass dieser Vers sonst fünffüßig daherkäme, im Gegensatz zum entsprechenden Vers der ersten Strophe und dem vierfüßigen Versmaß insgesamt.

3. Am wichtigsten: Im zweiten Vers der zweiten Strophe setzt Nietzsche erstaunlicher Weise das zunächst niedergeschriebene „Worte:“ in Klammern, um dahinter dann „Gotte:“ zu setzen. Was mag das bedeuten? Zunächst: Er streicht „Worte:“ nicht einfach (wie bei „ihn“), um es durch „Gotte“ zu ersetzen; dann kann die Klammersetzung nur bedeuten, dass dieses „Worte:“ einen Sinn mitträgt, auf den trotz der Ersetzung nicht verzichtet werden, der im Kontext erhalten bleiben soll. Insbesondere könnte Nietzsche hier unter „Wort“ eine „Losung“ verstanden haben, der er sich verschreibt. Der Anlass der Ersetzung könnte vor allem im ersten Moment durchaus ein eher äußerlicher gewesen sein, da ansonsten der Vers eine sprachlich unschöne Wiederholung enthielte:

Darauf erglühet tiefeingeschrieben
Das Wort: Dem unbekanntem Worte:

Nicht zu Unrecht erinnert H.J. Schmidt in diesem Zusammenhang an die Einleitung des Johannes-Evangeliums und dessen um „Wort“ und „Gott“ kreisende Gedanken, was von Goethe denn auch im Faust wieder aufgenommen wird.

Jedenfalls fällt von hier aus bereits ein bezeichnendes Licht darauf, von welchem „Gott“ denn wohl die Rede sein könnte – je nachdem, welche Bedeutung der Leser hier einsetzt, wird sich ein ganz verschie-

dener, bis ins Gegenteil reichender Aussagegehalt des Gedichts ergeben.

Damit sind wir bei der inhaltlichen Diskussion angelangt, nicht so, wie wir als Interpreten das Gedicht wohl verstehen wollen würden, sondern wie Nietzsche selbst es gemeint haben könnte. Dazu bieten sich mehrere Alternativen an:

– die *interpretatio christiana*, etwa unter dem Gesichtspunkt eines „Rückfalls“ Nietzsches in die väterliche Religion.

– eine „griechisch-heidnische“ Interpretation, wie bekanntlich Paulus in Athen einen Altar vorfand, der dem „unbekannten Gott“ geweiht war; oder bezogen auf eine der griechischen Göttergestalten wie Zeus, Apollon und Dionysos, die für Nietzsche lange Zeit Identifikationsmöglichkeiten boten, wie sie etwa H.J. Schmidt ausführlich diskutiert.

– der innere Selbstbezug, in dem aus sich heraus der Mensch die Religion und Gott gebiert, wie es Nietzsche soeben bei Feuerbach gelesen hatte.⁹

Auf den ersten Blick ist ersichtlich, dass diese drei Deutungen bis zur Widersprüchlichkeit inkompatibel sind – so scheint es zunächst unwahrscheinlich, dass Nietzsche zwischen diesen verschiedenen Interpretationsmöglichkeiten hin- und herspringt; dazu wirkt das ganze Gedicht auch viel zu sehr aus einem Guss und getragen von einem Ton.

Bleiben wir zunächst bei diesem Ton, so spricht nichts für eine christliche Demuthaltung:

Es ist der vereinsamte Nietzsche selbst, der feierlich die Altäre geweiht hat (Strophe 1) – als Christ wäre er in seiner Familie und in Pforta wahrlich nicht vereinsamt, und von anderen geweihte Altäre gab's bereits genug. So ist denn sein Altar auch dem unbekanntem Gotte geweiht, wie Strophe 2 und 3 klar aussprechen – die Altarweihe ist ein Zukunftsversprechen: Wohl meint Nietzsche das (innerliche) Walten dieses Gottes – eher anonym – zu verspüren, aber das konkrete Kennen steht noch aus: „Du Unfaßbarer, mir Verwandter! Ich will dich kennen, selbst dir dienen“.

Solche Worte wären gegenüber dem christlichen Gott, den Nietzsche von Kindesbeinen nur allzu gut kannte, aber auch den griechischen Göttern gegenüber ganz fehl am Platze; ersterem gegenüber wären sie schon eher eine Blasphemie; und die griechischen Götter, mit denen er sich in Pforta vor allem in der griechischen Tragödie ausführlich beschäftigte, konnten in ihrer eigenen Verstricktheit derartige Dienste schon länger nicht mehr leisten, dienten Nietzsche nurmehr als Prinzipien und zur Darstellung von Teilidentifikationen (1872 etwa in der *Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik* Apollon und Dionysos).

„Ich will“, „selbst dienen“, „mir Verwandter“ – hier spricht das Selbstbewusstsein des Menschen, der „den Anfang, die Mitte, das Ende der Religion“ in sich selbst erkennt.

Was erfahren wir außer der Tatsache, dass der vereinsamte Nietzsche diesem unbekanntem Gott Weihealtäre in „tiefster Herzentiefe“ zur Selbsterinnerung und Selbstverpflichtung errichtet hat, noch?

Zuerst versucht er ganz persönlich diesen Gott anzurufen, da er ihn aber noch nicht kennt, wechselt er bereits in Strophe 1 in die dritte Person und zeigt die damit noch vorhandene Distanz zu diesem Gott auf; der Grund dieser immer noch bestehenden Distanz wird in Strophe 2 beschrieben: Er blickt nun auf die eigene Person und deren diesseitige Verstrickung: „Sein bin ich, ob ich der Frevler Rotte / Auch bis zur Stunde bin geblieben: / Sein bin ich – und ich fühl' die Schlingen, Die mich im Kampf darniederziehn / Und, mag ich fliehn, / Mich doch zu seinem Dienste zwingen.“

Es ist gerade dieser Teil des Gedichts, der am ehesten auf eine christliche Interpretation hinzuweisen scheint: Die Gegenüberstellung vom sündigen Diesseits („der Frevler Rotte“), der Nietzsche offenbar noch verfallen ist und dem „Dienste“ am Gott, dessen alleiniges Eigentum, in dessen quasi „Kindschaft“ er zu sein wünscht, kommt oberflächlich gesehen allerdings mit christlichem Stallgeruch daher (wie sollte das im übrigen anders sein bei einem Pfarrers- und Pfarrhauskind, dem von Geburt an oktroyiert wird, dass es dem Vater im Beruf nachfolgen wird?)

Zunächst sollte klar sein, dass das gestrichene „ihn“ zum Verständnis des entsprechenden Verses nicht benötigt wird – der Dativus possessivus leistet völlig das gleiche. Der Sinn hängt von zweierlei ab: Was ist das für ein „unbekannter Gott“ (für den Nietzsche offenbar bewusst die Ergänzung „Wort“ nicht gestrichen hat) – denn daraus erschließt sich, was man sich wohl unter der „Frevler Rotte“ vorzustellen hat, dem offensichtlich negativ gewerteten Gegenpart dieses Gottes. Oder nicht vielleicht

auch umgekehrt: Lässt sich vielleicht aus der Bestimmung dessen, was Nietzsche unter der „Frevler Rotte“ verstanden haben könnte, ein Hinweis auf jenen „unbekannten Gott“ entnehmen? Ebenso wichtig ist der merkwürdige Bezug der „Schlingen“, die ihn „im Kampf darniederzieh“: Wem gehören diese Schlingen – dem Gott oder der „Frevler Rotte“?

Obwohl sich Nietzsche dieser frevelhaften Rotte „bis zur Stunde“ noch nicht entziehen konnte, so ist er dennoch in Wirklichkeit nicht mehr auf deren Seite – laut Strophe 1 ist er völlig „vereinsamt“, offenbar inmitten dieser Rotte; und trotz des Scheines der Zugehörigkeit zu ihr weiß er sich im Gegenteil allein als seines „Gottes“ eigen. Kann das dann der gleiche christliche Gott sein, dem doch ganz offensichtlich diese gesamte Frevler-Rotte anhängt, unter der nichts anderes als sein normales Umfeld verstanden sein kann, von den Schulkameraden bis zu den Lehrern, ja einschließlich der eigenen Familie – und von denen allen sich jener Weiterziehende (der also schon länger auf einem ganz eigenen Weg ist) in seine Einsamkeit, allein mit seinem eigenen Gott, zurückgezogen hat? Wohl nicht.

Worin besteht der „Frevel“ all der „normalen“ Menschen, die Nietzsche umgeben, und denen er in seinem „Weiterziehen“ entgehen will? Das könnten uns jene „Schlingen“ sagen – denn es ist trotz einer gewissen Doppeldeutigkeit dieser letzten vier Verse der 2. Strophe noch nicht ausgemacht, dass es die Schlingen des Gottes sind, die Nietzsche „darniederzieh“ und „zu seinem Dienste zwingen“, wie es wiederum die christliche Interpretation nahelegt. Vielmehr wäre dies doch

geradezu widersinnig, dass er ausgerechnet diese Schlingen, wenn sie denn von seinem Gotte stammen sollten, als „Kampf“, als „darniederziehend“, als „zwingend“ erleben sollte, wenn er doch gar nichts anderes will, als eben diesem Gott „selbst“ zu „dienen“, in einem Aufwärtsweg diesem entgegenstrebt. Ein solcher Gott, zu dem er bereits auf dem Weg ist, hat keine Schlingen nötig, und dessen Schlingen entgegen zu kämpfen würde ja das eigene Vorankommen hemmen.

Also können diese Schlingen nicht vom Gott stammen, vielmehr sind es die „Schlingen“ der „Frevler Rotte“, und schon macht es Sinn, dass diese ihn dann wirklich „im Kampf darniederzieh“, denn es ist nicht so einfach, sich von allem, was einem von Kindheit an lieb und teuer ist, auf eigene unbedingte Rechnung zu lösen. Das kostet Kampf, und manchmal gar Krampf und Rückfälle, in denen man an der eigenen Kraft zweifelt – „und mag ich fliehn“: diese Flucht ist nur sinnvoll, wenn sie sich auf den eigentlich bezweckten „Dienst“ für seinen Gott bezieht; auch hier wäre es zum Sinn des Gedichtes völlig in Widerspruch, wenn er sich etwa den Schlingen seines Gottes entziehen wollte.

Nein, es sind die Schlingen der „Frevler“, die ihn bei sich halten wollen – und diesen nachgebend, würde er seinen Gott und eigentlichen Weg „fliehn“; und es sind auch genau diese Schlingen der Frevler, die ihn in ihrem Haltenwollen zum Gegenteil des von jenen Gewünschten, „zu seinem Dienste zwingen“. Statt Nietzsche zu halten, stoßen ihn gerade auch diese Schlingen ab – das „doch“ sagt es überdeutlich: Der Pforta-Abiturient erträgt es nicht mehr, und muss es am Ende der Schulzeit, auf

dem Weg zum eigenen Studium und damit auch äußerlicher Befreiung nun nicht mehr ertragen, dass ihn sein Umfeld „darniederzieht“: Lange genug musste er seinem „tiefeingeschriebenen Worte“ „in tiefster Herzenstiefe“ „vereinsamt“ im Verborgenen dienen – jetzt streift er die Schlingen ab, diese werden ihm ein Abstoß mehr:

Ich will dich kennen Unbekannter, / Du tief in
meine Seele Greifender, / Mein Leben wie ein
Sturm durchschweifender / Du Unfaßbarer, mir
Verwandter! / Ich will dich kennen, selbst dir die-
nen

Später wird er diese Aufbruchstimmung im Bild des Kolumbus fassen, das er Lou Salomé zum Abschied schenkt,¹⁰ und ein Colombo-Gedicht¹¹ hat schon der Knabe geschrieben – kontinuierlich zieht Nietzsche weiter, wie er es schon in den Jugendgedichten ankündigt, und hier in der ersten Gedichtzeile ausspricht.

Doch wie steht es um das Ankommen, das Einlösen des Kennenwollens? Die Selbstvergottung des Menschen, als Feuerbachsche Projektion insonderheit, ist Nietzsche längst geläufig; Gott und Mensch sind (mehr als) „Verwandte“! Doch ähnlich wie bei Feuerbach bleibt auch bei Nietzsche ein offenbar unauflösbarer „religiöser Rest“ bestehen, der von der Transzendenz in die Immanenz geholt werden soll: Was „Unfaßbares“ ist es, das „tief“ in die Seele greift, das dem Leben Nietzsches erst seine eigentliche Lebendigkeit gewährt, sein „Leben wie ein Sturm durchschweifender“? Bleibt deshalb bei diesem Gedicht beim Meister der Zeichensetzung, wie es Nietzsche von früh an zeigt, der Schluss gänzlich offen, kein(e) Punkt(e), keine Gedankenstriche, Ausrufungs- oder

Fragezeichen, die er sonst oft gehäuft zu setzen weiß? Oder ist das Gedicht nicht fertig, Fragment?

Offenbar war der Herausgeber dieser Meinung, denn er setzt hinter das Gedicht: „(Fortsetzung nicht vorhanden.)“, und setzt damit wohl seine gerade an diesem Gedicht sich häufenden Fehlleistungen fort. Oberflächlich könnte man mit zwei Argumenten auf Unvollständigkeit plädieren: Erstens das fehlende Satzzeichen am Ende, zweitens deshalb, da die letzte Strophe im Gegensatz zu beiden vorherigen je acht Verse enthaltenden Strophen nur fünf Verse hat.

Formal spricht gegen diese Oberflächenperspektive die Geschlossenheit auch der dritten Strophe, wenn man von den fünf Versanfängen ausgeht, die stimmig ineinander verschränkt sind: „Ich“ – „Du“ – „Mein“ – „Du“ – „Ich“. Eine solche Wahl des Aufbaus spricht für Vollständigkeit, denn hier kann nichts mehr folgen.

Das nämliche gilt aber auch für den Inhalt: Es ist alles ausgesprochen, was Nietzsche an dieser Stelle seines Weges sagen wollte und konnte – es ist nun am Weiterziehen, dem unbekanntem Gott entgegen; sein Vorhandensein macht sich zwar bereits als in die Seele greifender Sturm bemerkbar, aber die rational aussagbare Selbstidentifikation mit dem einstweilen nur als Verwandtem erspürten Unfassbaren kann erst in der Zukunft gelingen – „Ich will dich kennen, selbst dir dienen“.

Kein Satzzeichen hätte diesen Vorstoß ins Neuland konträr zu aller Konvention adäquat „abzuschließen“ vermocht, wo für die erreichte Wegmarke alles offen und unbekannt ist. Dieser Umstand wird verstärkt durch das Ausrufungszeichen der

vorletzten Gedichtzeile: Es ist ja nicht so, dass Nietzsche die entsprechenden Zeichen nicht zur Verfügung stünden – es wäre wohl ein Leichtes gewesen, auch die letzte Zeile mit einem, zwei oder gar drei Ausrufungszeichen zu schließen. Aber im Gegensatz zur vorletzten Zeile, wo Nietzsche von einer eigenen Gegenwartserfahrung ausgeht, in der ihm die innere Verwandtschaft mit seinem Gotte klargeworden ist, die ihm sicherlich auch ein nicht geringes Maß an Überzeugung vom eigenen richtigen Weg verleiht – was er denn auch ausrufen darf! – wird ihm in der letzten Zeile der Anspruch und das wohl auch Ungeheure (in so manchem Wortsinne) des zukünftigen Weges bewusst. Es gibt keine Möglichkeit, und vielleicht für Nietzsche in seiner Situation auch gar nicht die Kraft, an solcher Stelle selbst ein Zeichen zu setzen.

Nietzsches Gedichte – und dies gilt bereits in seiner Jugend, noch mehr bei seinen „reifen“ Gedichten – sind nicht (nur) auf ästhetische Wirkung berechnete Machwerke, sondern (vor allem), und in dieser Auffassung stimme ich ganz mit H.J. Schmidt überein, poetischer (vom griechischen *poiein*: also schaffender = aktiver) Existenz Ausdruck, der Versuch der Verarbeitung von persönlichen Erfahrungen. Mit diesem „eh ich weiterziehe“ weiß sich Nietzsche an einem entscheidenden Punkt seines Werdeganges: Die Richtung, in die allein er sich wenden kann, ist bereits erkannt, sie führt ihn weg von der „Frevler Rotte“, hin zur individuellen Unbedingtheit.

Anmerkungen:

* Erweitertes und überarbeitetes Referat vor der GKP Nürnberg.

¹ Friedrich Nietzsche, *Werke und Briefe, Historisch-Kritische Gesamtausgabe (HKGA)*, hrsg.

von Wilhelm Hoppe und Karl Schlechta, Beck'sche Verlagsbuchhandlung/München 1938, Band 1, S. 409.

² *Beck'sche Ausgabe Werke (BAW), Friedrich Nietzsche, Jugendschriften, 1861-1864*, hrsg. von Hans Joachim Mette, Deutscher Taschenbuch Verlag, München 1994, C.H. Besck'sche Verlagsbuchhandlung München, Band 2, S. 428.

³ *BAW 2*, S. 428 – Mp I 75.

⁴ *BAW 2*, zwischen S. 320/321.

⁵ *BAW 2*, S. 457.

⁶ Hermann Josef Schmidt, *Nietzsche absconditus*, Band II/2., IBDK Verlag, Berlin – Aschaffenburg 1994, S. 618-645.

⁷ Friedrich Köhler, *Friedrich Nietzsche nach seiner Stellung zum Christentum*, Verlag von Carl Meyer, Hannover – Berlin 1902, S. 16

⁸ Friedrich Nietzsche, *Sämtliche Briefe, Kritische Studienausgabe Briefe (KSB)* Bd. 7, Verlag de Gruyter, 2. Auflage 2003, S. 268.

⁹ Diese Feuerbach-Lektüre wird z.B. deutlich im April 1862 aus *BAW 2*, S. 63:

Daß Gott Mensch geworden ist, weist nur darauf hin, daß der Mensch nicht im Unendlichen seine Seligkeit suchen soll, sondern auf der Erde seinen Himmel gründe; der Wahn einer überirdischen Welt hatte die Menschengeister in eine falsche Stellung zu der irdischen Welt gebracht: er war das Erzeugniß einer Kindheit der Völker. Die glühende Jünglingsseele der Menschheit nimmt diese Ideen mit Begeisterung hin und spricht ahnend das Geheimniß aus, das zugleich auf der Vergangenheit in die Zukunft hinein wurzelt, daß Gott Mensch geworden. Unter schweren Zweifeln und Kämpfen wird die Menschheit männlich: sie erkennt in sich „den Anfang, die Mitte, das Ende der Religion.“

Diesen Schluss bildet ein Zitat aus Ludwig Feuerbachs *Das Wesen des Christentums* (s. Ludwig Feuerbach, *Gesammelte Werke*, hrsg. von W. Schuffenhauer, Bd. 5, S. 315), das sich Nietzsche zu seinem Geburtstag am 15.10.1861 gewünscht hatte (s. *BAW 1*, 251)

¹⁰ Friedrich Nietzsche, *Kritische Studienausgabe (KSA), Nachlaß 1884-1885*, Bd. 11, S. 328.

¹¹ H.J. Schmidt, *Nietzsche absconditus – Kindheit* Bd. 1, S. 359.